Zu vielen Hunderten gedeiht auf dem Torfmoose als Unterlage der Sonnentau (Drosera rotundifolia). Im moorigen Boden kommt auch Vaccinium uliginosum, die Trunkelbeere, hoch.

Das Moor umsäumen Erle, Schilf, Equisetum limosum, Carex Tabernæmontani, Eriophorum polystachium (Wollgras), Comarum palustre (Blutauge), Carex pseudocyperus.

Auf dem Rückwege machten wir in einem schlammigen Graben Bekanntschaft mit einem Borstenwurm, dem Tubifex rivulorum. Ein kleiner rötlicher Rasen auf dem Grunde des Wassers erregte unsere Aufmerksamkeit. Durch eine leichte Berührung mit dem Stocke waren die Hunderte von 3—4 cm. langen Würmchen, deren durchsichtige Haut das rote Blut durchschimmern läßt, in einem Nu verschwunden; sie hatten sich in die engen Röhren blitzschnell zurückgezogen.

Naturschutz in den Ardennen.

Vortrag von Prof. **Edm. J. Klein** Luxemburg,
in der Wanderversammlung zu Kautenbach, am 7. Juni 1914.

Der vor kurzem zum amtlichen Gemeindemittelpunkt erhobene Ort Kautenbach, wo wir eben tagen, hat seit einigen Jahren in den Annalen des heimischen Tourismus eine gewisse Berühmtheit erlangt. Einsichtsvolle Männer haben versucht, von hier aus das Wanderwesen nach den Schönheiten der Ardennen zu organisieren, und das ist ihnen vollauf gelungen; zahlreich strömten seither an den festgesetzten Tagen die Naturfreunde aus allen Gauen der Heimat zusammen, ergötzten und labten sich an der herrlichen Öslinger Landschaft und schlürften in tiefen Atemzügen die verjüngende Höhenluft. Von Seiten der Organisation wie der Teilnehmer wurde ohne Nebengedanken die Pflege des *Naturgenusses* hochgebracht, und solch uneigennützigen Motiven gegenüber ergreift der Verteidiger eines gesunden *Naturschutzes* mit beiden Händen die Gelegenheit, um bei heutiger, festlicher Zusammenkunft einzutreten für die sachgemäße Erhaltung alles dessen, was die Natur uns im Oesling an Schätzen in überreicher Fülle geboten hat.

Eine Tatsache, an der nicht vorbeizukommen ist, besteht darin, daß heute beispielsweise in Deutschland über drei Viertel der Einwohnerschaft in Großstädten zusammengepfercht leben, während das flache Land sich immer mehr entvölkert. Daraus erfolgt nun notwendig für diese Mehrheit ein unwider-

stehliches, wenn auch nur vorübergehendes Heimweh nach der alten Scholle, man will wenigstens dann und wann aus der Steinwüste der Häuserzeilen hinaus in die freie Natur, in welcher man einst wurzelte, und das ist letzten Endes der Hauptgrund der starken Entwickelung des Tourismus.

Der ursprüngliche Landbewohner aber, welcher auf seinem Dorfe zurückblieb und bis jetzt dem großen Zuge nach der Stadt zu widerstehen wußte, fühlt sich in freien Stunden zu der Stadt hingezogen, und das besonders aus Gründen des Wunsches nach Abwechslung und Erholung.

Jeder dieser beiden, der großstädtische Tourist wie der schlichte Außenseiter vom Lande, sucht bei seinen Reisen gerade das aus, was ihm während des Alltags fehlt. „Quotidiana vilescunt!“ Was einer Stunde um Stunde erlebt, und wäre es das Köstlichste, verliert nach und nach seinen Reiz; der Städter fühlt sich beengt und gelangweilt innerhalb der prunkenden Mauern seiner Monumente und strebt hinaus, dorthin, wo die Natur, die herrliche Schöpfung ungestört ihre Triumphe feiert, und der Dörfler, welcher jahraus, jahrein dicht am Herzen der Natur ihren Pulsschlag vernimmt, er fühlt sich dann und wann einmal hingezogen zu der Stätte menschlichen Treibens und Sinnens, wo die Natur nach dem Hintergrunde verschoben ist und das Künstliche dominiert. — So sucht jeder, was er für gewöhnlich nicht hat und genießen kann und beider Streben verdient Anerkennung und Berücksichtigung, auf beide können wir die Redensart anwenden: Toujours perdrix . . . . . !

Wie wir nun aber gewiß den Städter tadeln wollten, welcher in der Stadt den besuchenden Landleuten gerade das bieten möchte, was sie zu Hause unverfälscht jeden Augenblick vor sich ausgebreitet sehen, der also meinetwegen Lohhecken und Getreideschober auf den Boulevards anlegen wollte, ebenso wäre der Dorfbewohner im Irrtum, der seine Natur städtisch fassionieren und aufputzen würde, um sie dem wandernden Städter annehmbarer zu gestalten. Außer dem nötigen Komfort inbezug auf Unterkunft und Verpflegung sucht eben der Städter auf dem Lande nichts Städtisches, dem ist er ja gerade entflohen, das möchte er für den Moment meiden, und er würde mit Recht mißmutig gestimmt, wenn es ihm da aufdringlich entgegenträte, wo er es am wenigsten vermutet.

Unser Verein hat letzthin das bekannte Bofferdinger Moor bei Niederkerschen besucht; die Botaniker gerieten dabei bis über die Knöchel in den Sumpf, aber ihre Augen strahlten, als sie Drosera, Comarum, Vaccinium uliginosum

und andere Moorpflanzen sammeln und sich in die Entstehungsgeschichte dieser interessanten Formation versenken durften; sie ließen sich nicht aus ihrer Begeisterung reißen durch die nüchterne Ansicht eines Laienteilnehmers, der den Mangel an Zugänglichkeit hervorhob, auch nicht durch das Lamento benachbarter Dorfinsassen, welche dem unbebaubaren Boden fluchten, der nur elende Streu hervorbringt. Ja, die Gemeinde welche Besitzerin des Moores ist, möge es nur drainieren und bewalden, dann wird nie mehr ein Botaniker sich dahin verlieren, denn was dann dort zu entdecken sein wird, kann man bequemer anderswo haben und betrachten. Gerade was die Bauersleute so abstoßend an dem Moore finden, das lockt den Naturfreund an.

Derlei Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit Dutzende anführen, doch bleiben wir am Platze. Kautenbach hat eine herrliche Ardenner Flora, alle heimischen Kalkflüchter finden sich hier zu buntem Teppich zusammen, und ein Blick auf die farbenreiche Gemeinschaft ist wahres Ergötzen für das sinnige Auge. Quotidiana vilescunt — diese Flora ist dem Eingesessenen so alltäglich, daß sie für ihn alle Anziehungskraft einbüßt, er erblickt in ihr nur gemeines Kraut und elenden Unrat.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten!
„Ich hab den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an;
Das hat der böse Feind getan."

Da kommt sein Knabe hoch beglückt
Mit bunten Blumen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden:
Er jauchst: „Sieh, Vater nur die Pracht:
Die hat der liebe Gott gemacht."

Wenn nun der Dörfler auch noch sich die Frage stellt, die man so oft hört: „Wie können verwöhnte Menschen aus Städten, die Vertreter der oberen Zehntausend gar und der Bildung, in unser Tal kommen, zu diesen alltäglichen, gemeinen Naturobjekten?" — und wenn er den Besuch dieser Städter in etwa gern hat und schätzt, dann sind alle Momente gegeben zur sehr wohlgemeinten, aber unendlich zu bedauernden Naturumformung und sogenannten Verbesserung und Verschönerung. Man will den Besucher standesgemäß empfangen

und verfällt in den Fehler jenes Frauchens im Ardenner Dorfe, das einst alle Häuser ablief, um für mich, den hungrigen Wanderer, etwas Weißbrot aufzutreiben, während ein frisches, duftendes Schwarzbrot im Spinde lag, wie kein Bäcker der Stadt es zu liefern weiß.

Allenthalben im Großherzogtum sind Verschönerungsvereine ins Leben getreten. Wenn sie auf dem Lande tätig sind, inmitten einer herrlichen Natur, dann sollten sie diesen Namen ablegen, denn im Gottesgarten gibt es nichts zu verschöneren, da ist jeder Eingriff eine Barbarei, wenn auch die Absicht tausendmal gut und ehrlich war. Jungfräulich wie am Schöpfungstag liegt die unangetastete Landschaft vor dem trunkenen Blicke des Beschauers, wer wollte da frevelnd Hand anlegen?

Im Inneren der Ortschaften, wo die Natur zurücktritt vor den Menschenwerken, da ist so vieles zu tun, um den Fremden den Aufenthalt angenehmer zu machen; da sollten die Vereine walten, da verdienen sie auch ihren Namen und dürfen ihn in Ehren tragen. Allein der Natur selbst gegenüber sei man sparsam im Wirken. Einen schönen Punkt zu erschließen, eine Aussichtsplatte zugänglich zu machen, eine Schutzhütte, eine Ruhebank an unauffälliger Stelle zu errichten, um in Muße die Natur genießen zu können, eine deutliche, doch unaufdringliche Wegebezeichnung, eine Umfriedigung wertvoller Naturdenkmäler und manches andere dürfen und sollen die Vereine besorgen, sonst aber überall sich von dem Gedanken leiten lassen, ja nicht an die ursprüngliche Natur zu rühren, auf keinen Fall sie zu verschönern suchen. In der Stadt strebt man darnach, alles eben städtisch zu gestalten, darum besuchen uns die Landleute dort gerne; da gibt es eben kaum mehr eine unangetastete Natur, und deswegen will man sie nicht künstlisch schaffen. So soll es auch fürs Land gelten, das Ländliche bleibe ländlich; eine schön mit Nesseln, Bienensaug und Melden eingefaßte Düngergrube paßt ebensowenig auf den Paradeplatz in Luxemburg, wie eine zugeschnittene Allee oder ein Rosenbeet in die Ardenner Berge — jedem das Seine, und es wird fürderhin jeder mit Freude und Genuß zum andern wallen, um das Ungewohnte zu schauen und sich zur Abspannung daran zu weiden.

Ländler kommen also zur Stadt und betrachten die Errungenschaften der Menschen, Städter fahren aufs Land und erquicken sich an den Wundern der Schöpfung, — so soll's bleiben auf immerdar. Wenn einmal auf einer Oeslinger Berghalde ein Bezirk zum Park und Zierblumenfelde umgemodelt wäre, mit

Springbrunen und Marmorstatuen ausgestattet, dann würden wir nicht mehr hinwollen, denn das bietet uns die Stadt zum Ueberdruß.

Möchten doch alle Landbewohner sich davon überzeugen lassen und dementsprechend handeln, in richtiger Erkenntnis ihrer Vorteile, denn der Fremdenverkehr ist doch eine lohnende Erscheinung, die Niemanden schädigt. Da der Tourist aber hieher kommt, um gerade unser Reizendstes und Urwüchsigstes zu schauen, so wollen wir ihn doch sicher nicht vertreiben, indem wir ihm unsere Gegend übertünchen bis zur Unkenntlichkeit, daß sie ihre Eigenheit verliert und schließlich niemanden mehr herlockt.

Seit langem sind unsere Volkstrachten dahin, unsere Spracheigenheiten, auf die einst jeder so stolz war, verflachen sich immer mehr, die schönen Volkslieder von dazumal haben elenden Tingeltangelgassenhauern Platz gemacht, wollen wir denn nun auch unsere erhabene Natur übers Land hinweg glatthobeln zu einer seichten, ermüdenden Eintönigkeit? Welcher Patriot wollte die Hand zu solcher Untat reichen?

Von dieser Einsicht erwarte ich noch ein Weiteres. Der Luxemburger und insbesondere der Ardenner ist nicht so recht überzeugt von dem Werte der Schätze, welche die Natur ihm in der Heimat bietet, und daher finden wir ihn meistens als Lobredner des Fremden. Was von draußen kommt, das gilt, hier am Platze haben wir nichts Besonderes. Und doch steckt ungemein viel Selbstbewustsein in unserer Rasse. Ist die Schuld daran vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß wir Jahrhunderte lang nicht Meister im Hause waren, und unter fremder Herrschaft standen? Dann wird's ja jetzt anders werden unter der eigenen Dynastie — der Tourismus soll aber ebenfalls dazu beitragen. Wenn dann einmal unsere Landbewohner anerkennen, daß immer mehr Auswärtige zu ihnen kommen, um ihre Gegend zu bewundern, dann werden sie sich allmählich besinnen und einsehen, es müsse doch etwas an dieser Gegend sein, und sie forschen selbst und schauen zu und lernen schließlich auch ihre Heimat hochschätzen, — das wäre ein unendlich großer Gewinn.

Es hat mich stets sehr bedrückt, wenn ich in andern Gebirgsgebieten den kleinsten Tagner mit Stolz von seinen schönen Bergen reden hörte, die er dem Fremden sogar mit Uebertreibung schildert, während in den Ardennen der Wanderer oft genug die Frage erfährt, wie er sich denn in solch unwirtliche, öde Gegend verlaufen könne. — Das wird und muß anders werden, und der gute Anfang ist gemacht.

Noch ein Ergebnis verspreche ich mir in der Erziehung des Volkes durch den Tourismus. Man nimmt bei den Landbewohnern, allerdings nicht blos hierzulande, einen eigentümlichen Zug wahr. Menschliche Leistungen stehen in der Achtung obenan und drängen das Großartige in der Natur zurück. Ein Einschnitt in den Berg, welchen ein Bahnbau benötigte, wird nach Fertigstellung als eine Riesenarbeit bestaunt, die Gewaltigkeit des Berges selbst kommt nicht zum Bewußtsein; große Reisen unternimmt man, um ein Luftschiff oder eine Flugmaschine sehen zu können, die gewandte Schwalbe, der Idealsegler der Atmosphäre, wird keines Blickes gewürdigt. Das kommt ja wieder darauf hinaus, daß das Alltägliche sein Interesse verliert, aber es wäre doch sehr zu begrüßen, wenn man auch das Erhabene in der Natur wieder mehr zu werten lernte, und dazu kann abermals der Tourismus, wenn richtig aufgefaßt, vieles beitragen.

Das Wanderwesen ist also berufen, unsere Ardennen und den Sinn ihrer Bevölkerung in mancher Weise zu heben.

Wie schön entwickelt sich dieser edler Sport im Augenblicke! In Schaaren ziehen sie hinaus, nicht mehr die Ausflügler von ehedem, denen die vollbesetze Tafel am Ende des Spazierganges höchster Zweck war, und die ihre Kilometer nach den geleerten Biertöpfen rechneten, nein es sind die echten Naturfreunde, welche bekanntem Ausspruche gemäß die Berge von oben, die Wälder von innen und die Wirtshäuser von außen sehen wollen. Möge dieses Streben gedeihen und sich immer mehr weiten.

Unser Verein, dem die Pflege der heimischen Naturschätze von Programm wegen am Herzen liegt, darf hocherfreut sein über solche Erscheinungen, und er reicht gerne die Hand dazu. Darum ist er auch zu den wackeren Kautenbachern gekommen und möchte beste Freundschaft mit ihnen halten. Um diese Freundschaft zu besiegeln, haben wir aus der Gesellschaftskasse die Mittel bestimmt zur Errichtung einer Ruhebank auf einem der schönsten Punkte des Kautenbacher Kessels; droben auf der „Scheibe“ soll sie errichtet werden, wo sie die Natur nicht stören, manchem frohen Wandervogel aber berauschenden Blick auf das Paradies von Schüttburg gestatten wird.

Steigen Sie oft dort hinauf, lassen Sie sich nieder auf die Bank der Luxemburger Naturalisten, pflanzen Sie meinetwegen zur Erinnerung an unsere heutige Verbrüderung einen Baum dorthin. Möge dann nach Jahrzehnten, wenn die schattigen Aeste weitausladen und die Bank mit Moos gepolstert sein

wird, die alten Höhen aber noch unberührt emporwachsen, ein neues und frohes Geschlecht von Naturfreunden dorthin streben und gedenken der Alten, die das Herz wohl am rechten Fleck hatten und die den Ardennen gaben, was den Ardennen ziemte.

So soll es kommen!

Zur Anbauwürdigkeit der Nadelhölzer

im Grossherzogtum Luxemburg

Von **Ern. Faber**, Staats-Forstinspektor.

Zur Steuer der Wahrheit und im Interesse der inländischen Waldwirtschaft finde ich mich veranlaßt, neuerdings die Spalten des Vereinsblattes in Anspruch zu nehmen. Anlaß hierzu gibt mir ein in der letzten Nummer erschienene Artikel von Hrn. Oberförster Rischard.

Die Ausführungen des Hrn. Rischard gipfeln in dem Rat, beim Anbau der Nadelhölzer vorsichtig zu Werke zu gehen und die Fichte z. B. nicht auf trockenen Standorten anzubauen. Wenn Hr. Rischard bei seinen Ausführungen gewisse Privatforsten im Auge hatte, so hat er sich an die richtige Adresse gewandt. Was jedoch die dem Staate unterstellten Waldungen, d. h. Domanial-, Kommunal- und Korporationswaldungen betrifft, so möge er deren Erhaltung und Behandlung getrost den hierzu bestellten Staatsforstorganen überlassen.

In meiner Abhandlung über die Anbauwürdigkeit der Nadelhölzer habe ich auf die Notwendigkeit der Umwandlung *der ruinierten, d. h. zuwachslosen und mithin ertragslosen Laubholzwaldungen* hingewiesen und den horstweisen Anbau von Nutzhölzern, und hierzu gehören nicht letzten Endes die Nadelhölzer, empfohlen. „Die gegenwärtig am meisten kultivierten Nutzbäume sind Nadelbäume, ihnen gehört auch die kommende Zeit, welche leichtes, tragkräftiges Holz verlangt", schreibt der wiederholt von Hrn. Rischard zitierte Prof. Mayr.

Mein Vorschlag enthielt übrigens kaum etwas Neues, denn schon früher hatten andere und ich*) auf die Notwendigkeit dieser Umformungen hingewiesen, und dem horstweisen Anbau von Nadelhölzern das Wort geredet.

Es taten dies sowohl die über die luxemburgischen

*) Forstpolitik 1907 von Hub. Bertrang.
Leitfaden 1903 und 1907 von Ern. Faber.